

Unterhaltungsblätter

Wöchentliche Beilage zur
Thorner Ostdeutschen Zeitung.

№ 35. 1895.

Zweimal verlobt.

Eine Geschichte von der Insel Rügen.

Von **Ernst Otto Sopp.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

„Fräulein Rittig,“ sagte Herr v. Bagewitz, „es ist lange her, seit wir uns gesehen; damals waren wir Beide noch Kinder. Und doch hätte ich Sie wiedererkannt an den dunklen Augen, die ich nicht vergessen habe. Meine Mutter mußte heute Nachmittag einen kurzen Besuch in der Nachbarschaft machen und läßt sich entschuldigen. Sie wird aber schon wieder zu Hause sein, wenn wir in Ubars eintreffen. Seien Sie uns herzlich willkommen!“

Eine wohlklingende Stimme, ein etwas scharfes geschnittenes Profil mit gerader Nase und gebräunten Wangen, dazu ein dichter schwarzer Schnurrbart, breite Schultern, ein männliches Auftreten — und wie groß und schlank er war! Fast um Haupteslänge überragte er den zierlichen kleinen Otto, den sie in Gedanken neben ihn stellte.

Sie reichte ihm ohne Ziererei dankend die Hand und sprang aus dem Wagen; der Bediente besorgte die Sachen. Unter fröhlicher Plauderei bestiegen sie nach ein paar Minuten die offene Kutsche, die mit zwei Schimmeln bespannt war.

„Mutter hat einen leichten Pelz für Sie mitgeschickt,“ bemerkte er, „die Luft ist doch schon kühl. Darf ich den Vor-

zug haben, Ihnen den Mantel umlegen zu dürfen?“ Sie gab es gern zu, und wie sorglich hüllte er sie ein!

Durch die Dämmerung, die leise hernieder sank, fuhren sie in scharfem Trabe dahin. Er zeigte und erklärte ihr die Gegend, dort den Aussichtspunkt, und hinter dem Hügel schimmerte das blaue Meer hervor.

„Wie lieblich ist sie!“ dachte Alexander, als eine kleine Pause in der Unterhaltung eingetreten war, „ein entzückendes Beilchenauge! Und die anmuthigen Bewegungen, die zierliche Gestalt! Was habe ich lange in der Ferne gesucht. Wenn sie die Herrin auf Ubars werden könnte —!“

Jetzt befinden wir uns schon auf meinem Grund und Boden,“ sagte er laut, „links die

Häuserreihe, das ist das Arbeiterdorf, rechts liegt der Park mit den Schwanenteichen.“

Bald tauchte auch das mitten im Garten gelegene schloßähnliche Gebäude vor ihnen auf; eine scharfe Biegung, und sie hielten nach einer Minute vor der Rampe. Frau v. Bagewitz, eine stattliche Erscheinung, der man ihre achtundvierzig Jahre nicht ansah, stand freundlich grüßend und winkend an der Treppe.

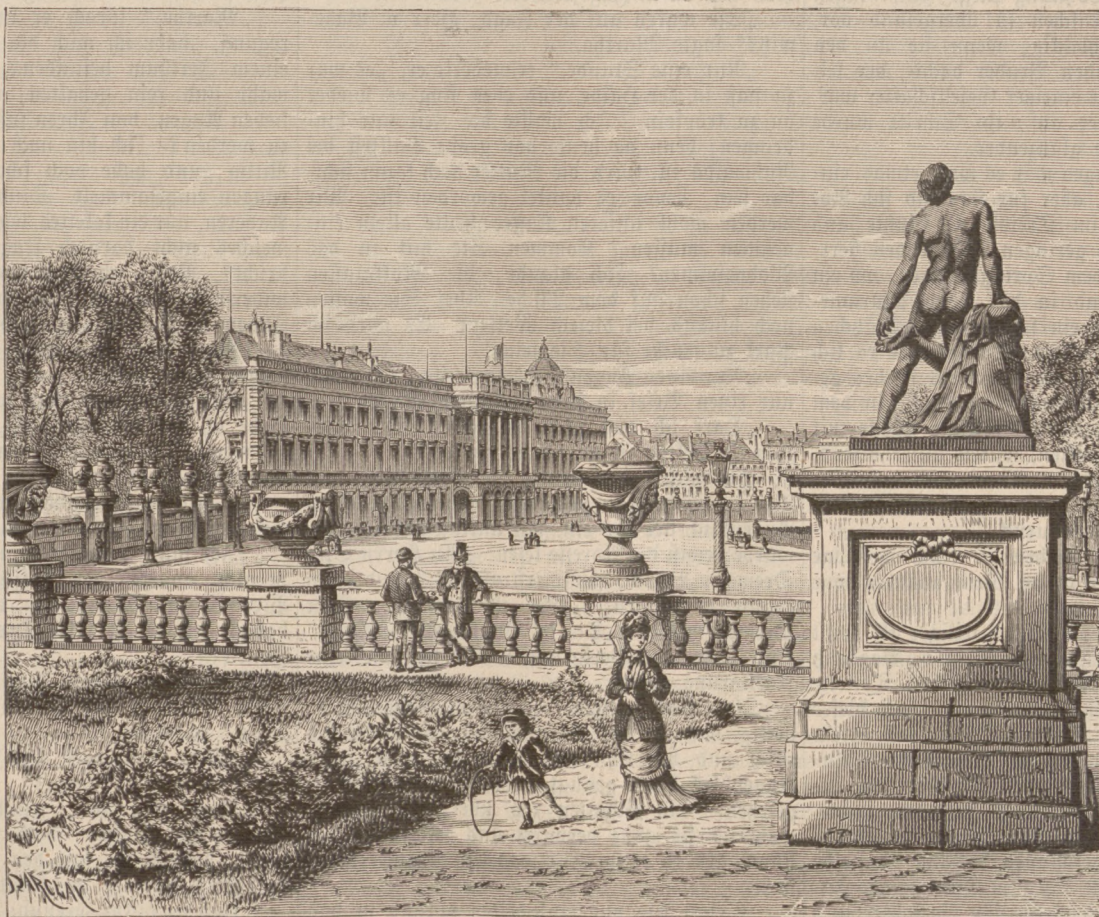
Als Martha auf ihr Zimmer geführt worden war und den Reifstaub ein wenig beseitigt hatte, fiel ihr beim Ordnen ihres Anzuges der Verlobungsring auf, den sie am vierten Finger ihrer linken Hand trug. Der vergißmeinnichtblaue Stein schimmerte so deutlich.

„Ob ich den Ring einstecke, oder ob ich ihnen gleich mittheile, daß ich verlobt bin?“ dachte sie.

Sie überlegte kurz.

„Ich glaube nicht, daß Tante Bagewitz etwas von meiner Verlobung weiß; wie sollte sie es erfahren haben, da Otto's Vater die Bekanntmachung durch die Zeitung nicht wünschte, eine offizielle Verlobung ja auch noch gar nicht stattgefunden hat. — Nein, das brauche ich ihnen nicht gleich zu erzählen. Und den Ring? Nun, warum sollte ich keinen Ring tragen? Viele junge Mädchen tragen Ringe, ohne verlobt zu sein. Von der Verlobung sage ich nichts.“

Es war ein verhängnisvoller Entschluß. Warum wollte sie es verheimlichen?



Das königliche Residenzschloß in Brüssel. (S. 276)

2.

Wochen waren vergangen.

Es war das erste Weihnachtsfest, das Martha Rittig fern von ihrem Bruder verlebte. Das junge Mädchen fühlte sich schon längst heimisch auf dem großen schönen Landsitz, der so mancherlei Zerstreuungen bot. Frau v. Bagewitz war die Güte und Freundlichkeit selbst, vielleicht weil sie es bemerkt hatte, daß ihr Sohn dem schönen Mädchen so viele Aufmerksamkeiten bewies; vielleicht auch, weil ihr das Pathenkind selber gefiel. Mit mütterlicher Zärtlichkeit sorgte sie für Martha und hatte das Weihnachtsfest dazu benützt, um reiche Gaben über sie auszusütten. Ein prachtvolles Seidenkleid war darunter; aus der Stadt war eine Schneiderin geholt worden, die es zum Feste fertig stellte. Am dritten Weihnachtsfeiertag war bei Herrn Ruhwald, einem der Nachbarn, der sein neuerbautes Haus einweihen wollte, eine Ballgesellschaft, zu der Bagewitz Mutter und Sohn und mit ihnen Martha Rittig zu erscheinen beschloßen hatten. Es war Martha's erster Ball, für den sie sich mit der kostbaren Gabe ihrer Pathin schmücken sollte.

Der Winter war bis dahin ungewöhnlich mild gewesen, es war fast noch kein Schnee gefallen. In dem großen Park zu Udars blühten schon die Schneeglöckchen, und auf der Haide, die sich an den Garten angeschlossen, konnte man grünen Ephen und Wachholdersträucher pflücken. Wenn man den Gipfel des alten Hünengraves bestieg, sah man kaum eine Viertelstunde entfernt das Wasser des Boddens, das im Winter Sonnenschein tief dunkelblau leuchtete. Martha war sowohl allein, wie auch in Begleitung Alexander's, mit den beiden Töchtern und der großen Dogge oftmals in die Haide gegangen, um sich an der würzigen, frischen Luft zu laben und den Blick auf die Fluth zu genießen. Ja, das war freilich eine andere Aussicht als auf den Hof in der Königgräberstraße, wo die drei verküppelten Akazien einen hoffnungslosen Kampf um Licht und Luft führten, und der Dunst aus den Waschküchen in die Rittig'sche Wohnung stieg. Auf Rügen kamen ihr alle Menschen so übergesund vor, so kernig und rothbäckig, wenn sie an den bleichen und hustelnden Bruder dachte, der seit so langen Jahren ihr einziger Gesellschafter war. Martha lebte wieder auf, ihr Schritt wurde elastischer, ihr Auge glänzender.

An den Regentagen war es wohl etwas einsam auf dem Gute, aber für sie fand sich Abwechslung genug; im Treibhause blühte und knospete es bei den geringen Kältegraden herrlich, und dicht an dem Springbrunnen, wo ein Wasserstrahl klingend in das kleine Marmorboden fiel, fand sich ein so lauschiges Plätzchen unter den Blüthenzweigen. Da träumte es sich gar so angenehm. Auch der stets sauber gehaltene Kuhstall und der Hühnerhof, in dem sich die beiden Pfauen in drolliger Weise mit den Truthühnern zankten, waren unterhaltend. Am Nachmittag und am Abend war entweder Besuch da, oder man war eingeladen und kam erst spät in der Nacht zurück.

So waren die Wochen in raschem Fluge dahingeeilt, und der dritte Weihnachtstag war gekommen.

Das Mittagessen war etwas zeitiger als sonst eingenommen worden, denn Frau v. Bagewitz verbandte lange Stunden auf ihre Toilette und sah es nicht gern, wenn sie innerhalb dieser Zeit gestört wurde. Martha saß auf ihrem Zimmer und begann sich auf diese wichtige Angelegenheit gebührendermaßen vorzubereiten, indem sie alles dazu Nöthige zusammenfuchte. Bei diesem Aufräumen stieß sie an ihr Handkofferchen, das unverschlossen da stand; dasselbe fiel um und entleerte sich zum Theil seines Inhalts. Auch die Briefe, die ihr Verlobter und ihr Bruder Emil an sie gerichtet hatten, und

die sie, zum Theil ungelesen, in das Kofferchen gesteckt hatte, fielen heraus. Diese Briefe, die aus Berlin mit großer Regelmäßigkeit eintrafen, ähnelten sich einander sehr, es war immer dieselbe Melodie. Der Doktor schrieb warnend und ermahnend in väterlichem Tone und gab ihr eine Fülle vortrefflicher Lehren, als ob sie noch ein Schulkind wäre. Der gute Otto schrieb nun freilich in etwas anderer Tonart, aber seine Ergüsse schmeckten ein ganz klein wenig nach dem Briefsteller und hielten sich von leidenschaftlicher Zärtlichkeit sehr fern, sie waren glatt, anständig und inhaltslos, ja hier und da gänzlich nichtsagend. Er wußte augenscheinlich nicht recht, was er schreiben sollte; große Erlebnisse hatte er nicht, es war ihm nicht sehr angenehm, daß sie so lange abwesend war, doch andererseits wollte er ihr auch das Vergnügen nicht vergällen und wählte darum die farblose Mitte.

Es war Martha schwer geworden, diese Briefe, sowohl die des Verlobten wie die des Bruders, zu beantworten. Mehrere lagen sogar noch uneröffnet da, und das Weihnachtsfest war schon vorüber. Rasch entschlossen griff sie zur Feder, um wenigstens Otto ein Lebenszeichen zu geben. Sie erzählte ihm von der großen Freundlichkeit der Frau v. Bagewitz, von der letzten Gesellschaft, die sie mitgemacht, von ihrem Leben auf dem Gute — doch von dem jungen Herrn Alexander, der doch ihre ganze Gedankenwelt ausfüllte, erwähnte sie keine Silbe.

Nachdem sie noch einige auf den nahe bevorstehenden Jahreswechsel bezüglichen Worte hinzugefügt, schloß sie mit einem herzlichen Gruße an ihren Bruder.

Als sie geendet hatte, hüllte sie sich in ein Umschlagetuch und stieg die Treppe hinab, um den Brief in den Postkasten zu stecken, der vor der Wohnung des Inspektors an einem der Seitengebäude angebracht war.

Als sie unten im geräumigen Hausflur angekommen war, trat ihr Alexander entgegen; er hatte die Büchse flinte in der Hand und kam eben von einer Jagdstreiferei zurück.

„Sie waren auf der Jagd, Herr v. Bagewitz?“ sagte Martha.

„Nur eine Stunde,“ erwiderte er, „es war zu naß in der Haide, und eben fing es wieder an zu tröpfeln. Ich wollte die Zeit nur bringen; denn da heute das große Ballfest bei Ruhwalds ist, wird die Mutter doch kaum sichtbar sein, bevor es dunkel geworden ist. Wir werden wohl unseren Kaffee heute allein einnehmen müssen. Kommen Sie mit in das Wohnzimmer? Ich glaube, die Mokkaassen stehen schon auf dem Tische. Aber Sie wollen noch hinaus bei diesem Wetter? Es wird im Park zu feucht für Sie sein.“

„Nur einen Augenblick,“ sagte sie, „ich wollte nur einen Brief in den Postkasten werfen.“

„Darf ich das nicht besorgen? Der Weg zum Inspektor ist gar nicht trocken.“

Sie nickte und streckte die Hand aus, um ihm das Schreiben zu geben; doch in demselben Augenblick fiel ihr ein, wie unklug das sei. Er würde gewiß die Adresse lesen: „An Herrn Otto Drews in Berlin, Zimmerstraße 34,“ und dann könnte er fragen: „Wer ist denn der Herr Drews, mit dem Sie in Briefwechsel stehen?“ Und über ihre Verlobung wollte sie ihm keine Aufklärung geben.

Ihre Hand zitterte bei diesem Gedanken so heftig, daß ihr der Brief entfiel. Er bückte sich rasch und hob ihn auf; aber der eine kurze Augenblick hatte genügt, er hatte die Aufschrift gesehen. Ein Schatten zog über sein Antlitz, während sie ganz verwirrt und erschrocken da stand, als ob er sie bei etwas Unrechtem ertappt habe.

„Gehen Sie nur einstweilen voraus in das Wohnzimmer, Fräulein Rittig,“ sagte er mit

einer förmlichen Verbeugung. „Ich bin gleich wieder da.“

Mit diesen Worten eilte er fort, um den unglückseligen Brief zu besorgen. Martha war roth geworden und ging ärgerlich und nachdenklich an den Kaffeetisch.

Der Regen schlug draußen an die Fenster; aber in dem wohlgeheizten Gemache war es behaglich und angenehm. Unter der Kaffeemaschine leuchtete der bläulich brennende Spiritus.

Martha blickte sich um. Der dicke kostbare Teppich, die schwere silberne Zuckerschale, das feine Porzellan, die reich vergoldete Stuhluhr über dem Kamin — ach, es war doch schön, so reich zu sein. Wie das Alles so elegant, so gefällig, so solide aussah! Und dies Alles konnte ihr Eigenthum, ihr Besitz werden, sie selber die Herrin auf Udars, wenn —

Der alte Diener trat ein und setzte eine brennende Astrallampe auf den Tisch; es begann schon dunkel zu werden. Unmittelbar hinter ihm kam Alexander, der den Brief besorgt hatte.

Er ließ sich in dem Lehnstuhl neben Martha am Kaffeetische nieder und bat um ein Täßchen Kaffee. Martha bemerkte, daß er etwas bleicher als gewöhnlich aussah, und daß ein seltsam schmerzlicher Zug auf seinem Antlitz lag.

„Sie sehen so abgespannt aus, Herr v. Bagewitz,“ warf sie hin.

Er schüttelte nur den Kopf, unterdrückte aber seine Antwort, da eben der Diener eintrat und eine mit Kuchen gefüllte Schale auf den Tisch setzte. Als der Diener sich wieder entfernt hatte, hob Alexander seinen Kopf empor und beobachtete die kleine zarte Gestalt, wie sie mit den weißen Händen so zierlich die dünn-schaligen feinen Porzellantaßchen füllte. Wie reizend sah sie mit ihren dunklen Augen aus!

„Wenn Fräulein v. Berg oder Fräulein Reimer hier wären,“ bemerkte Martha ein bißchen kokett, „würden Sie vielleicht heiterer aussehen, Herr v. Bagewitz.“

Er setzte plötzlich die Tasse nieder, die er ihr soeben abgenommen, ergriff ihre Hand und hielt sie fest in der seinigen.

„Martha,“ sprach er im Ton höchster Erregung, „habe ich mich die ganze Zeit lang in einem Irrthum befunden? Habe ich Sie für wahr und rein gehalten, nur um von Ihren lieben Augen, von Ihren süßen Lippen getäuscht zu werden? Ich bin noch nicht alt, Fräulein Rittig, und habe doch schon so trübe Erfahrungen eingesammelt. Sind Sie auch, wie die Anderen, nur ein kokettes, leichtsinniges Mädchen, welches nicht darnach fragt, ob es ein Herz bricht? Nein, ich kann das nicht glauben, es widerstrebt mir zu sehr, solche Gedanken mit Ihnen in Verbindung zu bringen.“

„Was haben Sie denn, Herr v. Bagewitz?“ fragte sie erbleichend, „was meinen Sie?“

„Sie beben und zittern ja, Fräulein Martha. Habe ich Sie erschreckt? O, verzeihen Sie mir — wenn Sie wüßten, wenn Sie nur ahnen könnten, welche Dual ich eben ausgestanden habe!“

Er war aufgestanden und stützte seine Hand auf den Sims des Kamins.

„Ich sah,“ fuhr er dann fort, „ich konnte ja nicht anders, die Aufschrift Ihres Briefes. Wer ist der Mann, an den Sie geschrieben haben? Wer ist Otto Drews und was ist er Ihnen?“

Sie zögerte keinen Augenblick mit der Antwort. „Es ist der Freund meines Bruders Emil,“ sagte sie.

„Ihres Bruders? Des Doktors? Also auch ein Freund von Ihnen?“

„Auch von mir, selbstverständlich!“ antwortete sie gelassen; doch ihr Herz schlug so heftig, daß es ihr fast den Athem raubte, und sie fühlte, wie ihr das Blut auf und ab mochte.

„Und nur Ihr Freund, Fräulein Martha?“ forschte Alexander mit ernster Stimme.

Das junge Mädchen schwieg einen Augenblick. Jetzt stand sie am Scheidewege. Konnte sie ihre Verlobung verleugnen? Plötzlich erhob sie den Kopf und sah ihm gerade in's Gesicht. „Nur ein Freund!“ war ihre Antwort.

Ein tiefer Seufzer hob die Brust des jungen Mannes, seine verschlungenen Hände lösten sich, der ängstlich fragende Blick schwand aus seinen Augen. In seinem ganzen Leben hatte er eine solche Qual noch nicht erduldet, aber auch solche Erleichterung noch nicht empfunden.

Ein tiefes Schweigen herrschte in dem Raume. Martha führte das Kaffeetäßchen zum Munde, aber sie zitterte dabei so stark, daß sie es, um nichts zu verschütten, wieder hinsetzen mußte.

„Martha!“ rief Alexander.

Sie gab keine Antwort und wich seinen leidenschaftlichen Blicken aus.

„Martha!“ wiederholte er, ihr zugleich die Hand reichend.

Sie schwieg noch immer; aber eine unendliche Freude fluthete durch ihr Herz. Hatte sie bis dahin wirklich geliebt? Hatte sie in Otto's Gegenwart jemals etwas Ähnliches empfunden? Nein, es war nur eine Täuschung, es war nicht die echte und rechte Liebe gewesen.

Nach dem Wonnegefühl kamen jetzt aber die Gedanken der Scham darüber, daß sie ihn getäuscht hatte.

„Zürnen Sie mir?“ fragte Alexander und neigte sich zu ihr; seine Blicke ruhten mit tiefer Zärtlichkeit auf dem kleinen gefenkten Köpfchen. „Ach, mein Benehmen gegen Sie ist Ihnen wohl unverständlich; wenn Sie aber wüßten — wenn Sie wüßten —“

Er ging mehrere Male im Zimmer auf und ab; dann blieb er vor ihr stehen, ergriff ihre Hände und hielt sie fest in den seinigen.

„Vergeben Sie mir, daß ich einen Augenblick an Ihnen zweifelte,“ sagte er mit seiner wohlklingenden Stimme. „Wenn Sie wüßten, wie bitter es mir schon ergangen ist. Ich liebte und fand nur Unwahrheit, ich gab volles Vertrauen und mußte entdecken, daß man mich betrügen wollte um meines Reichthums willen. Vor meiner Reise war es — ein junges Mädchen wollte um der guten Versorgung willen auf Andrängen ihrer Mutter ihre frühere Verlobung aufgeben und meiner Bewerbung Gehör schenken. O, das schmerzt, das hat mir so wehe gethan! Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie wohl es mir nun jetzt thut, daß ich mich diesmal in meinem Argwohn getäuscht habe.“

Sie war todtentleich geworden. Das Gewissen schlug ihr. Doch in seiner Seele kam in dem feierlichen Augenblicke kein Argwohn auf. Er bemerkte ihre Erregung und Verwirrung, und sein Herz quoll über von Zärtlichkeit für dieses junge, unschuldsvolle und unerfahrene Mädchen, das er liebte. Hatten ihre leuchtenden Augen es ihm nicht längst verrathen, daß er Gegenliebe gefunden hatte?

„Martha,“ sagte er mit dem weichen Tone eines übervollen Herzens, „können Sie mir einen Augenblick Gehör schenken? Haben Sie ein wenig Verständniß für eine große Liebe, die nur mit dem Leben selbst endet? Und wenn Sie mich nicht lieben, so sind Sie doch wenigstens frei, um meiner Werbung Gehör schenken zu dürfen. Ich will es versuchen, Ihr Herz zu gewinnen, Martha, meine Liebe ist tief genug, um alles überwinden zu können, was ihr im Wege steht.“

Ein rothiger Schimmer kehrte auf ihre Lippen, ein heller Glanz in ihre Augen zurück. Alexander liebte sie!

„Glauben Sie wohl, mir Ihr Lebensglück anvertrauen zu können?“ fuhr er fort und seine Stimme bebte vor Leidenschaftlichkeit. „Kannst Du mir von ganzer Seele vertrauen, Martha, kannst Du mich wieder lieben? Was sagen Deine Augen, während Dein Mund doch so still ist?“

Er schloß sie in seine Arme, ihr Köpfchen ruhte an seiner Brust. Martha erbehte vor selbigem Glück, die Sinne schienen ihr zu schwinden, sie war von der Freude wie betäubt. Die zärtlichen Liebesworte, die leise und schmeichelnd in ihr Ohr drangen, glaubte sie aus weiter Ferne zu vernehmen; aber sie fühlte den kräftigen Schlag seines Herzens und den zärtlichen Druck seiner Arme, die sie umschlossen hielten.

„Sprich, mein trautes Herz,“ flüsterte er eindringlich, „gib mir eine Bestätigung dessen, was ich schon so lange ersehnt habe, wenn Du es aussprichst, dann werde ich es wissen, daß Du diese Worte noch an keinen Anderen gerichtet hast.“

„Was soll ich sagen?“ fragte sie kaum hörbar.

„Nur drei kleine Worte: Ich liebe Dich, Alexander.“

„Das sind vier!“ entgegnete sie.

„Nun denn, vier kleine Worte, und ich bin der glücklichste Mensch unter der Sonne.“

Einen Augenblick zögerte sie, dann bog sie den Kopf zurück und mit einem verzehrenden Blick schlang sie die Arme um seinen Hals.

„Ich liebe Dich, Alexander!“ flüsterte sie.

Vor der Thür ließen sich Schritte vernehmen. Der Bediente erschien mit den Postsachen.

„Ist etwas für mich dabei, Friedrich?“ fragte Martha.

„Ja, da ist einer aus Berlin,“ sagte Alexander statt des Bedienten, der wieder ging.

„Er wird wohl von meinem Bruder sein,“ bemerkte Martha. „Und jetzt muß ich schnell an meine Toilette denken, es wird sonst zu spät.“

Alexander begleitete sie bis an die Thür.

„Heute,“ sagte er, „wollen wir Beide allein noch unser süßes Geheimniß bewahren. Die Mutter wird zu sehr davon aufgeregt, und all die fremden Menschen bei Ruhwalds brauchen es nicht zu wissen. Weißt Du, Martha, daß der Ring, den Du an Deinem Finger trägst, mir schon manche unruhige Stunde bereitet hat? Ich dachte in der ersten Zeit wirklich, Du seiest schon verlobt; allein da Du nichts äußertest, schöpfte ich wieder frische Hoffnung. Ach, Du weißt es noch gar nicht, welch' ein grünäugiges Ungeheuer die Eifersucht ist.“

Er merkte es nicht, wie sie bei seinen Worten auf's Neue erblaßt war. Dann nahmen sie durch einen Händedruck hastigen Abschied, da eben die Jungfer der Frau v. Bagewitz eintrat.

Martha ging auf ihr Zimmer.

Den Brief ihres Bruders steckte sie ungelesen in ihr Köfferchen, das sie sorgfältig verschloß. Es war ihr jetzt nicht darnach zu Muth, die Ermahnungen ihres Bruders zu lesen. Freude, Furcht und Neue quälten und erschütterten sie abwechselnd. Sie hätte laut aufschreien mögen vor Erregung. Jetzt war sie zweimal verlobt — wie sollte das enden?

3.

Herr Ruhwald zu Groß-Carnitz gehörte nicht zum Adel der Insel, auch nicht zu den erbangesessenen Rittergutsbesitzern und zu den alten Familien; er war ein Emporkömmling vom Scheitel bis zur Sohle und wegen seiner etwas gewöhnlichen Manieren nicht gerade vortheilhaft bekannt. Sein Vater war Schweinehändler in Stralsund gewesen, und hatte bei dem Geschäft viel Geld verdient, und der Sohn hatte das Vermögen durch ein paar glückliche Spekulationen in Berlin-Hamburger Bahnaktien ganz bedeutend vermehrt. Als nun noch eine alte Erbtante starb und ihn mit ihrem Nachlaß überschüttete, da litt es ihn in der Stadt nicht mehr, in der er keine rechte Rolle spielen konnte, weil sowohl seine Abstammung wie seine Unbildung vollauf gekannt waren. Er hatte sich daher auf der Insel Rügen ein großes Gut, das unter den Hammer gekommen war, er-

standen und ein geräumiges neues Haus erbaut, das er gern „das Schloß“ nennen hörte.

Frau v. Bagewitz hatte eigentlich gar nicht die Absicht gehabt, mit ihm Umgang zu pflegen, denn der etwas vulgäre Emporkömmling paßte nicht in ihre Kreise, allein Herr Ruhwald hatte flehentlich gebeten, ihm die Ehre erzeigen zu wollen, er war persönlich nach Ubars gekommen und hatte die Einladung überbracht; und bei dieser Gelegenheit hatte er Frau v. Bagewitz so sehr mit Schmeicheleien überhäuft, daß die ein bißchen eitle Frau endlich eingewilligt hatte. Sie wollte auch Martha das Vergnügen eines Balles gönnen, solche Lustbarkeiten waren im Ganzen selten. Alexander hatte gemeint, es sei eigentlich ein Skandal, daß die Familie v. Bagewitz mit diesem Manne sich abgebe; schließlich hatte er sich indessen gefügt.

Ruhwald hatte es sich etwas kosten lassen, um das Einweihungsfest zu einem großartigen zu gestalten. Aus Stralsund war eine Musikkapelle verschrieben worden, und ein Stralsunder Gärtner hatte es übernommen, den Saal und die anstoßenden Gemächer großartig zu schmücken. Das milde Wetter trug zum Gelingen bei, und der mit vielen Fähnchen, grünem Gewinde, Blumengruppen und Lichtern ausgestattete Festraum sah wirklich hübsch aus. Ruhwald machte sich nicht viel aus dem Urtheil seiner Freunde; er geizte vielmehr nach der Bewunderung und Freundschaft Derjenigen, welche eine Rolle in der Gegend spielten. Dieser Ball sollte die Beziehungen zu seinen weiteren und näheren Nachbarn vermitteln; zu seiner Freude waren die meisten Einladungen angenommen worden, besonders nachdem man gehört hatte, daß die reichen und als stolz verschrieenen Bagewitzens nicht fehlen würden.

Der Weg von Ubars nach Groß-Carnitz betrug an anderthalb Meilen und war zur Winterszeit spottschlecht. Trotz der vier Rosse, welche die schwerfällige Familienkutsche in Bewegung setzten, kam man nur langsam vorwärts, und so langte die Bagewitz'sche Gesellschaft erst an, nachdem der Ball bereits eröffnet worden war. Martha schwelgte in Entzücken über das bevorstehende Vergnügen; es war ihr erster großer Ball. Alexander, der ihr gegenüber in der Kutsche saß, konnte nicht müde werden, das liebliche Gesichtchen mit den leuchtenden, dunklen Augen zu bewundern, das so kindlich-glücklich aus dem weißen Schwanenbesatz des Ballüberwurfs hervorluchte. Und wie reizend sah sie erst in ihrem Ballkleide aus! Da sie keinen Schmuck besaß, und Frau v. Bagewitz es für tactlos erklärt hatte, ein so junges Mädchen mit geborgtem Schmuck zu behängen, war das Gewächshaus geplündert worden. Maililien und ein paar weiße Kamelien paßten vortrefflich zu der Toilette, die durch ihre natürliche Einfachheit und geschickte Gruppierung der Blumen allgemeines Aufsehen erregte. Sie war bezaubernd schön. Ihre Augen glänzten wie Sterne, ihre Wangen brannten vor Aufregung.

Eine allgemeine Vorstellung mußte vermieden werden, da der Tanz schon im besten Gange war. Ruhwald erschöpfte sich in Versicherungen, wie sehr er sich geehrt fühle und freue, und geleitete Frau v. Bagewitz zu einem für sie bestimmten Ehrenplatze. Alexander aber flog mit Martha im Galop dahin.

„Wie schön Du bist, mein süßes Lieb!“ flüsterte er dem jungen Mädchen während des Tanzens zu; „Du fliegst ja wie eine Elfe dahin. Martha, wo hast Du das Tanzen gelernt? Ich kann es nicht glauben, daß Du noch nie einen Ball besucht hast.“

„O, als ich noch in der Pension war und in die erste Klasse ging, hatten wir unsere kleinen Kränzchen. Wir Mädchen tanzten dann miteinander; aber das ging lange nicht so schön, wie hier.“

Martha Rittig fühlte sich an dem Abend namenlos glücklich. Sie hatte sich jedes Gedankens an den betrogenen Verlobten, den fernen Otto, entschlagen. Sie lebte für den Augenblick nur in Alexander's Liebe, in dem Genuße des seltenen Vergnügens und in der Bewunderung, die ihr von allen Seiten gezollt wurde. In der Einsamkeit ihres Zimmers hatte sie sich wohl die Tragweite ihrer Handlungsweise überlegt und war zu dem Entschlusse gelangt, daß Alexander v. Bagewitz niemals den Betrug erfahren dürfe. Otto war gut und großmüthig, aber sie sah ein, daß sie ihn doch nicht geliebt habe. Sie glaubte, daß er ihr das Wort, das sie ihm verpfändet, zurückgeben werde.

(Fortsetzung folgt.)

Das königliche Residenzschloß in Brüssel.

(Mit Bild auf Seite 273.)

Das königliche Residenzschloß in Brüssel (siehe unsere Ansicht auf S. 273) ist zwar ein großer, aber ziemlich nüchterner, dreistöckiger Bau, ursprünglich aus zwei Gebäuden bestehend, die 1827 bis 1829 durch einen Mittelbau mit ionischen Säulenhalle verbunden wurden. Unter der Regierung des jetzigen Königs hat man die rückwärtigen, nach dem Garten zu gelegenen Flügel nach Plänen des Architekten Valat in würdigem Palaststyle umgebaut und wirklich königliche Räume geschaffen. Das Schloß liegt beinahe im höchsten Theile der Oberstadt, es hat vor seiner Fassade den prächtigen öffentlichen Park, das Stelldichein der vornehmen Welt. An jenseitigen Ende des Parkes erhebt sich das stylvolle Ständehaus, das Palais der beiden Kammern der belgischen Volksvertretung.

Aller Anfang ist schwer.

(Mit Abbildung.)

Der ältere der beiden Knaben auf dem hübschen Bilde von Professor G. Zgler, das unser nebenstehender Holzschnitt wiedergibt, fühlte sich in der Geheimtunst des Rauchens offenbar schon als Meister und ertheilt nun seinem noch uneingeweihten jüngeren Kameraden eben die erste praktische Unterweisung. Der Neuling sieht keineswegs aus, als ob ihm der reizende Tabakrauch besonders angenehme Empfindungen erregte, und findet jedenfalls, daß der Anfang auch in dieser „männlichen Kunst“ recht schwer ist. Sein Lehrmeister aber feiert ihn überlegen lächelnd zu stets erneuten Anstrengungen an, voller Schadenfreude — die ja fast allen Kindern eigen ist — die schauerhafte Wirkung des Nikotins auf den Unerfahrenen voraussehend.

Die Gallier in Rom.

(Mit Bild auf Seite 277.)

Im Jahre 388 v. Chr. brachten die Gallier unter Brennus den Römern an der Allia eine furchtbare Niederlage bei, nach der die Hauptstadt den Siegern offen stand. Die meisten Bewohner Roms flüchteten in die Berge, die Patrizier zogen sich auf das stark besetzte Kapitol zurück, die in hohen Thürmen stehenden Greife aber, Priester, Konsuln, Tribunen, ihrer achtzig an der Zahl, wollten eher sterben, als fliehen und nahmen in langer weißer Toga auf ihren kurlischen Stühlen Platz. Als die Gallier auf dem Markte erschienen, sahen sie unter der Säulenhalle

die achtzig Alten, den Stab als Zeichen ihrer Würde in der Hand, unbeweglich wie aus Stein dasitzen. Sie hielten sie zuerst für Götterbilder, endlich ging ein Gallier auf den ersten von ihnen, den Senator Papirius Marcus, zu (siehe unser Bild auf S. 277) und zupfte ihn prüfend am Barte. Ein Schlag, den dieser darauf mit dem Stabe nach dem Haupte des Frechen führte, belehrte die Gallier, daß sie es mit lebenden Wesen zu thun hätten. Ingrimig fielen sie nun über die Greife her und tödteten sie sämmtlich. So der sagenhafte Gesichtsbericht, der zwar durch keine Dokumente belegt, aber durchaus nicht unglaublich ist. Unser Holzschnitt ist nach einem großen Gemälde Cesare Maccari's für den neuen Senatorenpalast in Rom gefertigt.



Aller Anfang ist schwer. Nach einem Gemälde von Professor G. Zgler.

Heliogravüre im Verlag der Münchener Kunst- und Verlagsanstalt Dr. E. Albert & Co. in München.

Der Rinaldini des Sachsenwaldes.

Erzählung von Felix Lissa.

(Nachdruck verboten.)

Wo jetzt zur herrlichen Sommerzeit Fürst Bismarck umherspaziert und nachdenkt über die europäische Politik, die er nicht mehr macht, oder auch vielleicht nicht darüber nachdenkt, sondern mit vergnügtem Schmunzeln die Holzpreise berechnet und die stattlichen Bäume betrachtet im Sachsenwald, dessen glücklicher Eigentümer er ist, dort hauste vor sechzig Jahren eine merkwürdige Persönlichkeit, der Wilddieb Wilhelm Egidig.

Noch heute ist der verwegene „Rinaldini des Sachsenwaldes“, wie er genannt wurde, nicht vergessen. In manchen Dorfschänken hängt noch sein Bildniß an der Wand, welches

ihn darstellt als einen jungen Mann in grünem Jagdrock, mit blauen Augen, blondlockigem Haar und einem stolzen Gesichtsausdruck, mit einer Pelzmütze auf dem Kopfe und der Flinte im Arm.

Er stammte aus dem Lüneburgischen. Sobald er gelernt hatte, eine Flinte zu laden und abzufeuern, verlegte er sich auf das Wildern. Er gehörte zu den starrsinnigen Menschen, die durchaus nicht begreifen wollen, daß Damhirsche, Wildschweine, Rehe, Hasen, Rebhühner, Fasanen, Schnepfen und Wildenten nicht für hungrige arme Leute da sind, sondern nur von reichen und vornehmen Feinschmeckern, den Privilegierten des irdischen Jammerthals, geschossen und verspeist werden dürfen. Und so schoß er denn schon im Lüneburgischen Alles zusammen, im Wald und auf Feld und Haide, was ihm vor die Flinte lief oder flog, bis man ihn einmal erwischte und in's Gefängniß steckte. Als er wieder frei war, verließ er seine Heimath und wanderte nach Lauenburg, wo er fortan den großen Sachsenwald zum Schauplatz seiner Thaten erwählte. Das war im Jahre 1831. Er war damals ein fünfundzwanzigjähriger junger Mann.

Zwei Genossen, den „schiefen Eduard“ und den „krummbeinigen Johann“, traf er dort an. Willig erkannten die Beiden seine hervorragenden Fähigkeiten an, unterwarfen sich seiner Oberherrlichkeit, und so wurde er der Hauptmann dieser Wildererbande. Als solcher machte er sich bald sehr bemerkbar. Es wurde gründlich im reichen Wildstande des fiskalischen ungeheuren Forstes aufgeräumt, zur großen Freude der umwohnenden kleinen Bauern, die seither so viel von der Wildplage hatten leiden müssen und nun bereitwillig den Wilderern allen möglichen Vorschub leisteten. Was Egidig und seine Kumpane nicht selbst von ihrer Beute verzehren konnten, das verkauften sie für bares Geld in die Nähe und Ferne, besonders auch an einige Wildhändler in Hamburg und Altona. Auch kam es ihm gar nicht darauf an, bei Ge-

legenheit einen schönen Rehbock, ein paar Rebhühner, Hasen oder sonstiges, was gut zu essen, großmüthig zu verschenken, wenn er gerade in der Gebelauue war. Manchem armen Tagelöhner oder Kuhhirten, der eine Hochzeit feiern wollte, schenkte Egidig einen schönen Festbraten.

Ganz gleich war der „Rinaldini des Sachsenwaldes“ dem berühmten italienischen Capitano Rinaldo Rinaldini übrigens keineswegs; Egidig hatte es nur auf's Wildern abgesehen, er war kein Straßenräuber, wie Jener.

Einst ertappte er den krummbeinigen Johann, wie dieser einem jungen furchtsamen Knecht, der einen Schiebkarren den Waldweg entlang schob, eine silberne Uhr wegnahm.

Zornig rief Egidig: „Gib dem jungen Menschen sofort sein Eigenthum wieder!“

„Wilhelm,“ sagte der krummbeinige Johann, „ich habe neulich im Kartenspiel meine eigene



Die Gallier in Rom: Ein gallischer Krieger berührt den Bart des Papirius Marcus. (S. 276)

Uhr verloren und ich muß doch nothwendig wieder eine Uhr haben."

"Dann kannst Du Dir gelegentlich eine in Hamburg kaufen."

"Warum Geld ausgeben, wenn ich hier so bequem zu einer netten Uhr gelangen kann? Sparsamkeit ist eine weise Tugend — das sagte meine alte Großmutter immer."

"Gib ihm augenblicklich die Uhr zurück oder ich schieße Dich nieder! Merke Dir's, wir sind Wilderer, aber keine Straßenräuber!"

Murrend gab der krummbeinige Johann die Uhr zurück. Der Knecht bedankte sich bei Eidig und karrierte weiter.

Solcher Charakterzüge wurden mehrere von dem Wilderer bekannt und verschafften ihm weit und breit einen nicht geringen Ruhm bei der Bevölkerung.

Die zuständigen Behörden in Lauenburg, nämlich die Forstbeamten und besonders der gestrenge dänische Herr Amtmann in Schwarzenbeck, waren freilich durchaus nicht so erbaut von Eidig's Heldenthaten. Eifrigst wurde von Forstbeamten und Gendarmen nach ihm gefahndet; doch man vermochte ihn nicht zu erwischen. Wie der erfahrenste und schlaueste alte Fuchs witterte, vermied und umging er alle Fallen, die ihm gestellt wurden. Auch fand er, wie schon angedeutet, in höchster Gefahr zuweilen Hilfe bei der Bevölkerung.

Das war für die Lauenburger Behörde sehr verdrießlich. In den Berichten an die Oberbehörde, die schleswig-holstein-lauenburgische oder sogenannte deutsche Kanzlei in Kopenhagen, mußte selbstverständlich das Treiben der Eidig'schen Bande, welches dem Wildstande so bedeutenden Schaden zufügte, erwähnt werden. Darauf kamen von Kopenhagen Befehle über Befehle, daß die Bande schleunigst unschädlich gemacht werden solle. Damit konnte man aber in Lauenburg nicht zu Stande kommen.

Endlich erreichte man durch Güte, was nicht durch Gewalt zu erzwingen war. Die Art, wie dies geschah, ist für jene verschwundene Zeit höchst charakteristisch.

An einem schönen Frühlingsmorgen ritt ein mackerer dänischer Gendarm durch den Sachsenwald.

An einer Biegung des Waldweges sah er einen Mann in grünem Jagdrock stehen, gelehnt auf eine doppelläufige Flinte.

Es war Eidig, der sich nicht rührte, sondern sehr gelassen die Ankunft des berittenen Gefesghüters zu erwarten schien.

Der Gendarm dachte: „Aha, jetzt hab' ich endlich den Schelm!“ Und er wollte seinen Säbel aus der Scheide ziehen.

Aber im selben Augenblick erhob der Wilderer die schußfertige Flinte und rief: „Wenn Du den Säbel ziehst, so schieße ich Dich über den Haufen! Ich habe in dem einen Lauf eine Kugel, die ihr Ziel nicht verfehlt!“

Der Gendarm ließ den Säbel stecken, ritt aber näher heran.

„Ergib Dich, Eidig!“ sagte er.

„Du spaßest wohl?“ versetzte der Rinaldini des Sachsenwaldes gemüthlich.

„Nein, ich spaße gar nicht.“

„Und wohin würdest Du mich denn bringen, wenn ich so dümm wäre, mich zu ergeben?“

„Natürlich in's Amtsgefängniß zu Schwarzenbeck.“

„Dort würde es mir zu dieser schönen Jahreszeit sicherlich nicht besonders gut gefallen.“

„Warum ergriiffst Du nicht die Flucht, als Du mich fahst?“

„Weil ich Dich gar nicht fürchte, Du dänischer Einfaltspinsel, und weil ich mit Dir zu sprechen wünsche. Ich wollte Dich nach etwas fragen, deshalb wartete ich auf Dich.“

„Wo find Deine Gefährten?“

„Die sind jetzt weit von hier, unterwegs nach Hamburg, um eine Ladung Wildpret zu verkaufen.“

„Wonach willst Du mich denn fragen?“

„Ich wünsche zu wissen, mein lieber Gendarm, ob es wahr ist, daß der alte König von Dänemark sich seit gestern zu Besuch in Altona aufhält.“

„Das ist richtig so, Eidig. Es werden in Altona große Festlichkeiten zu Ehren Seiner Majestät veranstaltet.“

„Und wird er auch nach Lauenburg kommen? In den Sachsenwald?“

„Höchst wahrscheinlich.“

„Nun, das wäre mir recht lieb,“ sagte der Wilderer vergnügt. „Es würde ja für mich eine große Ehre sein, wenn Seine Majestät der König von Dänemark mich im Sachsenwald besuchen wollte.“

„Hahaha!“ lachte der Gendarm.

„Ich weiß also jetzt, was ich wissen wollte. Nun magst Du meinetwegen weiter reiten, mein Lieber! Wenn Du aber die geringste verdächtige Bewegung machst, schieße ich Dich vom Pferde. Verstanden? Vorwärts! Reite weiter und sieh Dich nicht um!“

Der dänische Gendarm hatte nicht den Muth, es mit dem kühnen Wildbdiel aufzunehmen. Er fürchtete für sein Leben.

„Du wirst mich doch hoffentlich nicht hinterücks erschießen, Eidig?“ stammelte er. „Ich habe eine Frau, vier kleine Kinder und eine Schwiegermutter in Schwarzenbeck, die ich versorgen muß.“

„Das weiß ich, Gendarm. Reite ohne Sorgen! Ich bin gar nicht blutdürstig.“

„Na, leb' wohl denn, Eidig!“

„Leb' wohl!“

Der Gendarm ritt weiter. Er war etwa achtzig Schritte vorwärts gekommen, als ein Schuß hinter ihm krachte. Am linken Fuß fühlte er eine heftige Erschütterung.

Indem er sich umwandte, rief er: „Hältst Du so Dein Versprechen, Eidig? Du hast ja doch auf mich geschossen!“

Da rief der Wilderer lachend: „Ich wollte Dir nur einen kleinen Beweis von meiner Geschicklichkeit im Schießen geben! Ich habe Dir den linken Stiefelabsatz unterm Sporn abgeschossen!“

Der Gendarm sah nach. Es verhielt sich richtig so.

„Na, jetzt muß ich zum Schuster in Schwarzenbeck reiten!“ rief er zornig.

„Vieber zum Schuster als zum Doktor und Todtengräber!“ schrie Eidig lustig. „Der Schuster in Schwarzenbeck ist ein armer Mann und hat sieben lebendige Kinder zu ernähren. Ich gönne ihm gern einen kleinen Verdienst!“

Und er schlug sich seitwärts in die Büsche.

Einige Tage später kam der alte König Friedrich VI. von Dänemark, der zuweilen seine drei deutschen Herzogthümer zu besuchen pflegte, wirklich nach Lauenburg.

Auf dem Reiseprogramm stand auch eine Spaziersfahrt durch den im lieblichsten Frühlingsgrün prangenden schönen fiskalischen Sachsenwald.

Dieselbe fand statt an einem wunderherrlichen Mai-Vormittage.

Voran ritt ein königlicher Hofsägermeister als Führer. Darauf folgte eine vierspännige offene Kalesche, in welcher der König saß, und links neben ihm der Amtmann von Schwarzenbeck, damals der höchste Beamte in Lauenburg.

Hinterher folgten dann noch zwei Kaleschen mit einigen Herren vom Gefolge des Königs.

Friedrich VI., ein Sohn des wahnsinnigen Königs Christian VII. und der unglücklichen Königin Karoline Mathilde, zur Zeit unserer Erzählung fünfundsiebzig Jahre alt, war ein Monarch von

den vorzüglichsten Eigenschaften, freundlich, herzensgut und gerecht in seinem Wesen. Er wurde geliebt und verehrt vom dänischen Volke und auch von der Bevölkerung seiner drei deutschen Herzogthümer.

Der herrliche Sachsenwald, durch welchen er fuhr, entzückte ihn.

„In diesem großen Walde treibt ja wohl ein berühmter Wildbdiel sein Wesen,“ sagte er.

„Ja, Majestät, leider ist's so,“ versetzte seufzend der Amtmann. „Es ist ein gewisser Eidig.“

„Und es ist noch nicht gelungen, ihm das Handwerk zu legen?“

„Leider nein, Majestät, obgleich man es pflichtschuldigst nicht an allen erdenklichen Mitteln hat fehlen lassen. Der Bursche ist gar zu schlau. Ein wahrer Teufelskerl! Ein Ueberall und Nirgends! Er ruinirt den Wildstand und bringt die Forstbeamten und Gendarmen zur Verzweiflung. Und das Schlimmste ist, daß er Anhang hat bei dem niederen Volke, welches ihn als eine Art von edlem und romantischem Helden betrachtet.“

„Das sollte nicht sein,“ sprach der König. „Es muß doch versucht werden, auf irgend eine Weise dem Unwesen gründlich zu steuern.“

Nach einigen Minuten wurde der Waldweg sehr steil und die Wagen mußten deshalb ganz langsam fahren. Es war eine Art Hohlweg hier im Forste. Rechts sah man hohe finstere Tannen, links eine steile Böschung, bewachsen mit einem Dickicht von Gebüsch und jungen Bäumen.

Aus diesem Dickicht trat ein junger Mann im grünen Jagdrock, mit der Flinte im Arm hervor und blieb oben auf der Höhe stehen.

Es war Wilhelm Eidig. Begeistert schwenkte er seine Mütze und schrie mit heller Stimme: „Hoch! Hurrah! Willkommen im schönen Sachsenwald! Es lebe Seine Majestät Friedrich der Sechste!“

Der König sah ihn an und neigte dankend das greise Haupt.

„Majestät, bitte meine Aufregung gnädigst zu verzeihen!“ rief der Amtmann ganz außer sich. „Aber das ist ja eben der verwünschte Kerl, der Eidig!“

König Friedrich mußte herzlich lachen.

Und wieder schrie der Wilderer da oben: „Hoch! Hurrah!“ Dann verneigte er sich, trat zurück und verschwand im Dickicht.

„Das ist ein wahrer Mordskerl, Majestät!“ stöhnte der Amtmann.

„Ei nun, mein lieber Amtmann,“ sprach der König heiter, „der Bursche ist doch wenigstens sehr höflich und auch recht patriotisch gesinnt.“

„Und er ist in Wahrheit gar nicht einmal ein Unterthan Eurer Majestät.“

„Wirklich nicht?“

„Nein, der verwünschte Kerl ist ein Lauenburger. Ganz widerrechtlich treibt er sich ohne Paß und bei der Polizei nicht angemeldet in Lauenburg herum.“

„Er muß entfernt werden, lieber Amtmann.“

„Es ist ihm mit Gewalt oder List nur nicht beizukommen, Majestät.“

„Wenn nicht mit Gewalt oder List, so durch Güte! Es kann vielleicht doch ein anständiger und nützlicher Mensch aus ihm werden!“

„Majestät mögen gnädigst verzeihen — ich fasse nicht recht Höchstbero Meinung.“

„Man müßte ihn nach Amerika schicken, wo er in dem großen freien Lande ja nach Herzenslust jagen kann, denn dort gibt es keine Jagdverbote, soviel ich weiß. Ja, ich meine, man müßte für ihn die Ueberfahrt bezahlen und ihm noch ein kleines Reisegeld in die Tasche stecken. Vielleicht würde er einen solchen

großmüthigen Vorschlag anzunehmen geneigt sein, und dann wäre der Sachsenwald von ihm befreit."

"Eure Majestät meinen es wirklich gar zu gut mit dem Bösewicht."

"Je nun, er hat sich ja eben auf recht nette Art mir vorgestellt — ich muß sagen, der Bursche ist eine höchst originelle Persönlichkeit. Würde es wohl möglich sein, mit ihm auf geeignete Weise in Verbindung zu treten, um ihm den Vorschlag, betreffs Auswanderung, zu machen?"

"Das ließe sich wohl in's Werk setzen, Majestät."

"Nun, so thun Sie das Erforderliche, lieber Amtmann, und erstatten Sie mir gelegentlich darüber Bericht."

Der Amtmann von Schwarzenbeck verneigte sich.

Die steile Wegstrecke war überwunden. Rascher rollten die Wagen nun durch den Wald.

Der Amtmann versuchte in der nächstfolgenden Woche, dem königlichen Auftrage entsprechend, sich mit dem Wilderer in Verbindung zu setzen. Es machte ihm das aber ziemlich viele Mühe.

Endlich gelang es mit Hilfe eines kleinen Ruhhirten, der, wie man ermittelte, zuweilen allerlei Botengänge für Eidig besorgte und dessen geheime Schlupfwinkel im Walde kannte. Man sicherte ihm eine gute Belohnung zu, nachdem man ihn überzeugte, daß nichts Böses gegen den „Rinaldini des Sachsenwaldes“ im Werke sei, sondern daß man es vielmehr gut mit ihm meine.

Es war ein schöner warmer Nachmittag. Eidig und seine beiden Kumpane lagerten an einer klaren Quelle im tiefsten Waldesdickicht. Da knackte es plötzlich in den Büschen.

„Hörcht!“ rief der krummbeinige Johann. „Das war kein Damhirsch, kein Reh, es muß etwas Zweibeiniges sein.“

„Vielleicht ist's ein Förster oder Waldwärter“, meinte Eidig ruhig. „Ich glaubte aber doch, die Leutchen hätten in dieser Gegend nichts zu thun.“

Alle griffen nach ihren Flinten. „Ich will nachsehen“, flüsterte der schiefe Eduard und schlich fort.

Nach einer Minute kam er zurück.

„Es ist nur unser Ruhjunge“, sagte er, „und der alte Amtsdienner von Schwarzenbeck ist bei ihm.“

„Was mag der hier wollen?“ fragte erstaunt der krummbeinige Johann.

„Das werden wir ja sogleich erfahren“, sprach Eidig. „Legen wir uns einstweilen gemächlich wieder auf's Moos! Nichtsthun ist doch die angenehmste Beschäftigung.“

Der Amtsdienner und der Ruhjunge kamen heran.

„Guten Tag, alter Bendix!“ rief Eidig freundlich.

„Schönen guten Tag, Eidig“, versetzte der Alte.

„Setzt Euch doch, Bendix! Unser grüner Moosdivan ist weich und mollig. Es sind keine Kreuzottern, keine Ameisen oder sonstiges Ungeziefer darin.“

„Ja, ich bin müde. So will ich mich denn ein bisschen setzen.“

„Ist Euch vielleicht ein kühler Trunk gefällig? Wir haben hier bestes Doppelbier in Flaschen.“

„Danke! Ein gutes Glas Bier ist gewiß nicht zu verachten.“

„Johann, hole 'mal einige Flaschen Bier aus dem Keller!“

„Jawohl, Wilhelm!“

Der krummbeinige Johann holte die Flaschen

aus der Quelle, wo sie recht zweckmäßig im kalten Wasser standen.

Es wurde eingeschenkt für Alle, auch für den Ruhjungen. Dann fragte Eidig: „Was verschafft uns denn das große Vergnügen, Euch hier bei uns zu sehen?“

„Ja, das ist freilich eine ganz kuriose Sache“, antwortete der Amtsdienner. „Ich habe eine höfliche Einladung für Euch von dem gestrigen Herrn Amtmann.“

„Vielleicht zu einem Kneipabend?“

„Dieses weniger, Eidig.“

„Was ist denn eigentlich los?“

„Neulich habt Ihr hier im Walde Seiner Majestät dem König von Dänemark zu Ehren ein Hoch ausgebracht.“

„Soll ich deshalb vielleicht aufgehängt werden?“

„Nein, im Gegentheil. Ihr habt dem König viel Spaß gemacht. Man meint es nun sehr gut mit Euch.“

„Wieso denn? Will der König mich vielleicht zum Oberförstermeister oder Hofjägermeister ernennen? Will er mir vielleicht den Sachsenwald schenken? Ha, das wäre mir gerade recht!“

„So großartig ist's nicht, Eidig. Aus dem Sachsenwald will man Euch durchaus entfernen. Aber alle Eure Frevelthaten sollen vergessen und vergeben sein, und Ihr sollt auf Kosten des Königs nach Amerika geschickt werden, auch noch ein gutes Stück Geld mit auf den Weg bekommen.“

„Oho! Ist das wirklich wahr?“

„So wahr, wie ich hier auf dem Moose sitze und Rakeburger Doppelbier trinke!“

„Und was sollte in solchem Falle aus meinen treuen Gefährten werden?“

„Das möchte ich auch gern wissen“, brummte der krummbeinige Johann.

„Daraüber habe ich leider keine Instruktion erhalten“, sagte Bendix.

„Wohl“, sprach Eidig nach einer kleinen Pause tiefen Nachsinnens, „Amerika soll ja ein ganz herrliches Land sein für die Jagd. Förster, Gendarmen und andere Jagdverderber kennt man dort gar nicht. Und da gibt's Büffel, Bären, Hirsche, Elenthiere, sowie Truthühner, Enten und sonstiges Geflügel in Massen. Das habe ich 'mal in einem Buch gelesen. Ich möchte wohl nach Amerika.“

„So nehmt Ihr also den Vorschlag an?“

„Habt Ihr darüber etwas Schriftliches vorzuweisen?“

„Gewiß, Eidig!“

Der alte Amtsdienner überreichte ein Schreiben des Amtmannes.

„Es ist Alles richtig“, sagte der Wilderer kopfnickend, nachdem er das Schriftstück gelesen.

„Ja, es stimmt ganz genau. Und es wird mir freies Geleit angeboten zu einer Besprechung mit dem Amtmann zu Schwarzenbeck.“

„Was soll ich Seiner Gestrengen also sagen?“

„Sagt ihm, daß ich bereit bin, den Vorschlag anzunehmen, wenn auch für meine getreuen Gefährten die Passage nach Amerika bezahlt wird.“

„Gut, ich will's bestellen“, sprach Bendix. „Ich glaube, der Herr Amtmann wird sich darauf einlassen und sehr froh sein, daß er euch alle Drei aus dem Sachsenwald los wird. Morgen bekommt Ihr darüber Bescheid.“

Darauf nahm der Amtsdienner Abschied und entfernte sich mit dem Ruhjungen.

„Hurrah, Freunde!“ rief Eidig. „Das soll ein herrliches Leben werden drüben in Amerika! An Moneten fehlt's uns ja nicht. Wir haben viel schönes Geld beim Wildhandel verdient und sicher aufbewahrt in unserer heimlichen Sparskaffe. Hurrah! Auf nach Amerika!“

Und auch der krummbeinige Johann und der schiefe Eduard schrien begeistert, so daß es

im Walde widerhallte: „Auf nach Amerika! Hurrah! Hurrah! Hurrah!“

Dem Amtmann war's in der That sehr recht, daß die ganze Wildererbande auswandern wollte.

Eidig erschien bei ihm im Amtshause zu Schwarzenbeck und hatte mit ihm eine höchst gemüthliche Unterhaltung, in welcher Alles zur beiderseitigen Zufriedenheit geregelt wurde.

Das Ueberfahrtsgehalt für die Drei wurde bei einem Hamburger Auswanderungsagenten deponirt. Eidig erhielt überdies fünfzig blanko Speziesthaler als Reisegeld.

Darauf verließ er auf Rimmerwiedersehen den Schauplatz seiner Thaten, den Sachsenwald, begab sich mit seinen Gefährten nach Hamburg und quartierte sich mit ihnen in einem Gasthause ein, wo sie herrlich und in Freuden einige Zeit sich's wohl sein ließen.

Endlich fand die Abfahrt statt. Eidig stand auf dem Verdeck des Auswandererschiffes in seinem grünen Jagdrock, mit seiner Pelzmütze und seiner Flinte, mit seinen beiden Gefährten, und winkte der alten Heimath die letzten Abschiedsgrüße zu.

Ueber Eidig's amerikanische Abenteuer gibt es nur sehr unbestimmte Nachrichten. Nach einer Mittheilung soll er in einem Indianerschirmmügel um's Leben gekommen sein. Nach einer anderen, die wir für wahrscheinlicher halten, soll er längere Zeit im fernen Westen ein Jägerleben geführt haben, später aber in einer Stadt im Osten der Union Gastwirth geworden sein.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Aus dem Leben eines Clowns. — Zu Anfang der vierziger Jahre war im Circus Franconi zu Paris ein unter dem Künstlernamen „Auriol“ auftretender Artist der Liebling der Zuschauer und besonders der Kinderwelt. Wenn er — eine kleine, zierliche, äußerst bewegliche und geschmeidige Figur — in seinem Kostüm von schneeweißem, mit glitzernden Plüsch überfülltem Atlas erschien und seinen berühmten „Flaschentanz“ oder andere merkwürdige Kunststücke produzierte, so war der Beifall stets enthusiastisch. Auf einen Tisch wurden symmetrisch zwölf Flaschen gestellt, auf deren Hälften er wie toll umherlief nach den Klängen der Musik. Zuletzt spielte er den umhertaumelnden Betrunknen, stieß mit den Fußspitzen eine Flasche nach der anderen um, bis zuletzt nur eine einzige noch aufrecht stehen blieb, auf welcher er sich dann auf den Kopf stellte und ein Trompetensolo blies. Er war der komischste und zierlichste Clown, den man je in der Hauptstadt gesehen.

Eines Abends nach dem Schluß der Vorstellung, als er gerade sein Kostüm gewechselt hatte, kam ein Circusdiener zu ihm in die Garderobe und meldete ihm, daß ein Herr draußen sei, der in einer angeblich sehr dringenden Angelegenheit ihn zu sprechen wünsche.

Auriol ließ ihn sogleich zu sich.

„Herr Auriol“, sagte der Herr, nachdem er seinen Namen genannt, „ich hätte eine große Bitte an Sie!“

„Sprechen Sie, mein Herr!“

„Würden Sie vielleicht zur Produktion einiger Ihrer bewundernswürdigen Kunststücke in einem Privathause bereit sein für ein Honorar von fünfzig Franken? Mehr vermag ich Ihnen leider nicht anzubieten, denn ich bin nicht reich.“

Auriol fand dies Begehren etwas sonderbar. Bei Franconi bezog er eine sehr hohe Gage, und die Aussicht auf eine Extraeinnahme von fünfzig Franken konnte ihm daher recht gleichgültig sein.

„Wenn Sie nicht reich sind, mein Herr“, sagte er, „warum wollen Sie denn überhaupt solche kostspielige Festlichkeiten in Ihrer Wohnung veranstalten?“

„Ach, aus Sorge!“

„Das ist mir unverständlich.“

„Herr Auriol, ich habe ein krankes Kind, einen niedlichen Knaben von acht Jahren. Zuweilen ist er früher im Circus Franconi gewesen. Sie sind

sein Liebling, der Held seiner Gedanken und Träume! In seinen Fieberphantasien schreit und rast er nach Ihnen. Immer beschäftigen Ihre lustigen Kunststücke seinen Geist. Er will Sie durchaus wieder sehen. Sein Zustand ist derartig, daß der Arzt uns wenig Hoffnung mehr gibt. Meine Frau aber ist auf den Gedanken gerathen, daß vielleicht Sie helfen, den Kleinen beruhigen könnten, wenn Sie vor seinem Bette einige Ihrer Kunststücke machen wollten. Ja, sie glaubt fest, es würde dann eine Wendung zum Besseren im Befinden des Kindes erfolgen. Deshalb suchte ich Sie auf, Herr Auriol! Sind Sie geneigt, den Wunsch, die herzliche Bitte einer verzweifelnden Mutter zu erfüllen?"

"Gewiß bin ich dazu bereit, mein Herr," sagte der gutherzige Artist, ebenso überrascht, wie erschüttert. "Aber nur unter einer Bedingung!"

"Und welcher?"

"Ich nehme gar kein Honorar für meine Mühe."

Der Vater des kranken Kindes erschöpfte sich in Dankfugungen.

Es wurde dann das Weitere vereinbart. Auriol versprach, daß er sich am Nachmittag des folgenden Tages in der Wohnung des Besuchers einfänden würde. Einige nöthige Requisiten würde er durch einen Diener dorthin schaffen lassen.

In der That erschien er pünktlich am folgenden Nachmittage zur größten Freude des kleinen Patienten. In einem Nebenzimmer kleidete Auriol sich in sein prächtiges phantastisches Clowns-Kostüm und produzierte dann auf einem Teppich vor dem Bette des kranken Kindes die ergötzlichsten und schönsten Kunststücke. Als er nach einer guten halben Stunde damit fertig war, sagte er, daß er in der Folgezeit jede Woche einmal wiederkommen wolle, um den Kleinen zu belustigen, so lange, bis derselbe genesen sei.

Das geschah denn auch. Der Knabe überstand die Krankheit und wurde wieder gesund.

Jahre vergingen. Auriol, nachdem er längere Zeit in Rußland gewesen, befand sich wieder in Paris und trat allabendlich mit gewohntem Applaus im Circus Franconi auf. Er war auch ein ausgezeichnete Billardspieler. In dem Billardsaal des Café's nahe beim Circus wurde eines Tages von den dort anwesenden Artisten die Frage aufgeworfen, ob es möglich sei, eine Billardqueue mit der Spitze nach oben frei auf den Fußboden hinzustellen und darüber — also im Augenblick der Balance des Billardstocks — mit ausgespreizten Beinen hinwegzuspringen und ihn dann, noch bevor er ganz umgefallen, mit der Hand aufzufangen. Dies merkwürdige Kunststück wurde sogleich von mehreren geschickten Akrobaten probirt, die aber nicht damit zu Stande kamen. Immer fiel der Billardstock um, ehe sie den Sprung machen konnten. Nur allein Auriol war so gewandt und blitzschnell, daß er das Kunststück richtig fertig brachte, zum Erstaunen der Anderen. Er wieder:

Sumoristisches.



Abhilfe.

A.: Die junge Dame, welche Du mir als Frau vorgeschlagen hast, paßt nicht für mich. Sie ist reich, aber zu geschickt.

B.: Dann will ich Dir eine andere empfehlen, die ist arm, aber dumm.



Die Beute des Sonntagsjägers.

Förster: Haben Sie noch nichts getroffen?

Sonntagsjäger: Doch!

Förster: Ich seh' aber nichts davon.

Sonntagsjäger: Ja, Sie können mir doch nicht zumuthen, daß ich die zwei Ladel von Treibern an die Jagdtasche hängen soll!

holte es einige Male mit demselben glücklichen Erfolge. Dann aber mißlang es ihm leider. Zum Entsetzen der Anwesenden fiel er bei seinem Sprunge so unglücklich auf die Spitze des Billardstocks, daß dieselbe sich ihm tief in den Leib bohrte. Die Verletzung war fürchterlich. Er mußte daran sterben.

Als er zur letzten Ruhe gebracht wurde, folgte im Zuge der Leidtragenden auch ein nicht den Artistenkreisen angehörender junger Offizier tiefbetrübt dem Sarge. Es war der ehemalige kleine Patient, an dessen Krankenlager der gutherzige Auriol einst so bereitwillig und freundlich seine Kunststücke produziert hatte.

[F. L.]

Schildkröten in Deutschland. — Es dürfte nicht allgemein bekannt sein, daß Schildkröten auch bei uns, namentlich in Westpreußen, vorkommen. Ein schönes Exemplar von 26 Centimeter Länge wurde erst kürzlich von dem Forstassessor Brandt aus den Seen nördlich von Strassburg dem Westpreussischen Forstverein übersandt. Nach den Mittheilungen des genannten Herrn kommen die Schildkröten dort ziemlich häufig vor, da man Abends im Sommer an sumpfigen, krautbewachsenen Gewässern ihren kurzen, scharfen Pfiff oft hört. Sie machen bisweilen auch Wanderungen von einer Sumpflache zur anderen. Im vorigen Jahre wurde eine bei einer solchen Wanderung auf dem trockenen Sande überrascht. Eine andere hatte sich in einem Graben gefangen und machte den Förster durch fortwährende Pisse auf das Unangenehme ihrer Lage aufmerksam.

[F. Th.]

Bilder-Räthsel: „Sängerabzeichen“.



Wie lautet der Text des Spruchbandes und wie müssen die Lettern abgelesen werden?

Auflösung folgt in Nr. 36.

Auflösung des Bilder-Räthfels in Nr. 34:

Was du Gutes gethan hast, vergiß und thu etwas Besseres.

Charade.

Wenn eine Frucht die Eins geworden,
Ist aller Werth genommen ihr,
Mit Schlägen aber und mit Worten
Straft man beim Menschen sie und Thier.
Die Zweite ragt als eine Spitze
Weit in der Wogen wilde Fluth,
Doch braucht ihr Träger sie in Hitze,
Steht es um dessen Feind nicht gut.
Stolz weiß das Ganze sich zu wahren
Den Ehrenplatz in freiem Land,
Den es schon seit geraumen Jahren
Nicht fern von einer Jungfrau fand.

Auflösung folgt in Nr. 36.

[M. Paul.]

Anagramm.

Don Juan, so heißt es, habe einst
Getrennt beisehen,
Was wohl ihm Scherz ein Jeder schon
Vereint gegeben.

[Oscar Seede.]

Auflösung folgt in Nr. 36.

Auflösungen von Nr. 34:

des Arithmogriphs: Butorange, Laute, Ungarn, Torte, Orgel, Rubel, Anton, Ratter, Genua, Elbe; des Buchstaben-Räthfels: Rede, Rede, Reue.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Süddeutschen Zeitung
(M. Schirmer) in Thorn.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsch-Verlags-Gesellschaft in Stuttgart.